

Heimatblätter aus dem Zabergäu

Zeitschrift des Zabergäuvereins

Heft 1, Jahrgang 1996

Ein Streifzug in die Geschichte von Frauenzimmern

von Manfred Göpfrich-Gerweck



Blick über Frauenzimmern, um 1960.

Festvortrag am 1. September 1995 in der Festhalle in Frauenzimmern anlässlich der 1200-Jahrfeier.

Meine Damen und Herren, vorbei ist die Zeit, leider, da wir Historiker uns ganz der Phantasie hingeben durften und atemberaubende Spekulationen anstellen konnten über die Vorzeiten.

Noch bis Klunzinger, dem Zabergäuhistoriker des 19. Jahrhunderts, ja bis in unsere Zeit hinein, durften die Chronisten in Sprachvergleichen und Namensherleitungen geradezu schwelgen, daß das Herz höher schlägt, bis es einem schwindelig wird – ohne daß deshalb auch alles Schwindel ist, was da gesagt wird.

In der Ortsgeschichte der Gemeinde Dürrenzimmern aus dem Jahre 1961 – es war die Zeit der Sängereisen und Festschriften – erzählt uns der Verfasser von dem germanischen Stamm der Cimbern, mit dem sich schon weiland Caesar herumschlug.

Auf diesen Stamm sollte der Ort zurückzuführen sein. – Damals noch als Baltescimbren, nach dem Anführer Baltus genannt. – Der Verfasser lokalisierte dieses Cimbern in Dürrenzimmern, natürlich, schließlich war er doch Bürgermeister gewesen in Dürrenzimmern. Aber, muß ich hinzufügen, er macht dies mit Einschränkungen.

Er war übrigens Namensvetter des ehemaligen Frauenzimmerner Pfarrers Berner, der in seiner in der Zaber-Wacht veröffentlichten Ortsgeschichte von Frauenzimmern diese These verwarf und sich auch – trotz naheliegender Loyalität zu seiner Gemeinde – nicht festlegen wollte, welcher Ort Cimbern in den ersten Urkunden gemeint war. Das, obwohl er in Karl Klunzinger einen anerkannten Gewährsmann hätte nennen können, erstens für die Cimberthese und außerdem für den Bezug der frühen Ersterwähnung eines Cimbern im Zabernachgau auf unser Frauenzimmern.

Auch ich – als der hiesige Archivar – müßte nun natürlich dieses Cimbern auf unser Frauenzimmern beziehen und könnte dann sogar die These des Dürrenzimmerner Bürgermeisters aufgreifen und die sichere Vermutung äußern, die dann gleich meine Begründung wäre, daß auf unserer Markung ja ehemals der Balzhof stand, in frühen Erwähnungen auch Balteshofen genannt. – So bei dem heute abend anwesenden verehrten Dr. Abfahl in seiner Geschichte der Herren von Balzhofen, die er in der Zeitschrift des Zabergäuvereins veröffentlicht hat. – Er ist ja für die Zabergäugeschichtsschreibung, neben Klunzinger, die weitere Autorität. Und sie wissen, Festredner berufen sich gerne auf solche Autoritäten, um ihre Aussagen zu unterstreichen und auch: um sich weitere Argumente zu ersparen.

Also: Balteshofen – der Hof des Häuptlings der Cimbern: Baltus? – Nein, nein, nein. – Herr Abfahl, erschrecken sie nicht. Ich möchte keine falschen Hoffnungen wecken und auch keine neuen Legenden begründen – wie jene frühen württembergischen Chronisten aus dem 16. Jahrhundert, auf die sich der Dürrenzimmerner Schultes bezog. Das ist natürlich nicht haltbar.

Vielleicht waren ja diese alten Geschichte-Erzähler nur Witzbolde, die sich heute da oben ins Fäustchen lachen. – Vorausgesetzt natürlich, man kommt mit solchen Scherzen überhaupt in den Himmel, was ich sehr bezweifle.

Nein, Geschichtsschreibung ist nun mal eine ernste Sache – auch wenn der Blick in die Archive oft auch Allzumenschliches offenbart. Mit Vermutungen jedenfalls kann man gerade noch ein Jubiläum feiern, wenn es an der Zeit scheint.

Wir in Frauenzimmern haben uns immerhin und wohlweislich von der trügerischen Sicherheit vermeintlicher Fakten dadurch distanziert, daß wir unser Fest ein knappes Jahr später feiern als der überlieferte Termin. – Zugegebenermaßen nicht nur aus purer Höflichkeit und Bescheidenheit, um Dürrenzimmern den Vortritt zu lassen – das natürlich auch. Aber auch aus dem ganz und gar praktischen Grund, damit das Storchennest und das Erkerhaus und schließ-

lich diese Sporthalle fertig werden und wir uns heute abend hier an diesem Ort treffen können.

Ich denke: das ist erstens Distanz genug und zweitens auch der fast sichere Beweis für hohes Alter und der damit erlangten Reife.

Wir müssen aber jetzt nicht gleich aufstehen und auseinandergehen. Wenn wir schon zusammengekommen sind, so will ich doch etwas aus der Geschichte erzählen. – Überhaupt: wenn Jubiläen einen Sinn machen, dann doch den, daß die Menschen sich ab und zu zusammensetzen und Geschichten austauschen.

Nur, als ernsthafter Historiker kann ich hier leider keine Geschichte erzählen, – z. B. jene: – Von dem kleinen Jungen, so um das Jahr 794, es war vielleicht im Dezember, der vom Schafe hüten auf dem Feld eine kleine steinerne Figur mit heimbrachte und sich deshalb handfeste Vorhaltungen gefallen lassen mußte, daß er sich gegen das ausdrückliche Verbot des Vaters schon wieder dort bei dem alten Gemäuer rumgetrieben hatte. Nach der Auseinandersetzung, im Laufe derer auch die Eltern aneinandergeraten waren, betrachtet der Vater nachdenklich die kleine Figur: Daß da unten einmal Menschen gewohnt haben, weiß im Ort jeder, wann, weiß allerdings niemand, irgendwann in heidnischer Vorzeit. Es gehen viele Geschichten darüber um. Ganz geheuer ist der Ort niemandem. Immer wieder muß man den Kindern verbieten, zu den verfallenen Gebäuden zu gehen. Sie sind nicht ungefährlich. Aus anderen Orten weiß man von Unfällen, bei denen spielende Kinder in verschütteten Gewölben eingebrochen sind. Aber – was will man machen. Es sind eben Kinder. Manchmal bringen sie Tonfiguren heim, mit denen sie dann spielen. Außerdem – sie schauen es doch von den Erwachsenen ab, da hat seine Frau schon recht. Mancher Stein von den Häusern im Ort stammt von dort. Auch er hätte ja sein Haus gerne mit Fundamenten von dort gebaut. – Man kann schließlich nicht gut behauene Steine einfach verkommen lassen. Aber erst kam die Kirche und die Ortsherren zum Zuge.

Sonst gibt es allerdings nicht viel Nützliches dort zu holen. Überraschend ist immerhin, wie solide in früheren Zeiten gebaut wurde. Es wird noch lange dauern, bis er sich seinen Lehm Boden im Haus mit Stein belegen kann, wie das wohl bei dem Gemäuer dort der Fall war. So wird er sich weiterhin mit Streu begnügen, was auch besser ist wegen der ganzen Tiere, die mit der Familie unter einem Dach wohnen. Einige, die schon in der Welt herumgekommen sind, schwärmen von gemauerten Öfen und Heizröhren – die Mönche und die reichen Herren in den Steinhäusern sollen das ja auch haben – er kann sich das gar nicht vorstellen mit seiner rauchigen Feuerstelle in seinem Holzhaus.

Ganz selten hat man auch altes Metallgeld gefunden, Bronze, und Kupfer, sogar Gold und Silber. Es stimmt, die Kinder werden ja auch von den ewigen Schatzgeschichten angelockt, von denen die Alten immer wieder erzählen. Dabei soll es dort geistern oder aber, sagen einige, die alten Götter bewachen die Schätze, die in den wirren Zeiten und den Unruhen schnell versteckt worden sind. – Jedoch, es fällt heutzutage immer schwerer, noch an andere Götter zu glauben als an den, den die Mönche und die Herren propagieren: Wie auch

immer, sicher ist sicher, unsere Vorfahren können so unrecht auch nicht gehabt haben, als sie ihre Götter verehrten.

Und der Mann verspricht seiner Frau, nicht zum ersten Mal, mit dem Nachwuchs ein ernstes Wort zu reden, damit sie diesen gefährlichen Ort meiden. Wenn nicht, so hat die Mutter schon mehrfach – scherzhaft – gedroht, werde sie ihr altes Hausmittelchen gegen Schwerhörigkeit anwenden und Ziegen-galle in die Ohren träufeln, – sie kennt sich nämlich aus in alten Rezepten. Erst neulich hat sie einem Mönch einige davon erzählen müssen. Er kam aus dem Kloster, dem die Herren Luitfrid und Dragebodo gerade ihren Besitz im Ort übergeben haben. – So sichern sich die Reichen ihr Seelenheil und unsereiner?

Der Mönch erzählte, er sammle auf seinen Dienstreisen Heilrezepte, um diese in ein Buch niederzuschreiben. Sehr interessiert hat sich der an sich ganz patente Mann für das zwar einfache, aber wirksame, wie die Leute oft meiner Frau bestätigen, Heilmittel gegen Mundgeschwüre: nämlich mit Honig geriebener Ziegendreck, äußerlich und innerlich angewandt. ...

Meine Damen und Herren, auch diese Geschichte kann ich also nicht erzählen, sie ist erfunden. – Das Lorscher Arzneibuch unseres Mönches aber ist in den letzten Jahren als Faksimileausgabe wieder erschienen. – Vor Nachahmung im Zeichen der Kostendämpfung im Gesundheitswesen sei ausdrücklich gewarnt. – Auch dürfte manche Zutat schwer aufzutreiben sein. Etwa Asche von verbrannten Wieseln: gegen Bocksgestank. –

Beginnen wir also von vorne, am Anfang: in der römischen Zeit, bzw. bei dem, was wir bei den Ausgrabungen auf den Steinäckern in den Jahren 1991/92 erfahren haben. Streng genommen ist das natürlich auch nicht der eigentliche Anfang. Die Grabung des archäologischen Denkmalamtes stieß auch auf Spuren frühkeltischer Siedlungsreste aus der Zeit um 500 vor Christus und auf Spuren aus der Zeit der frühesten europäischen jungsteinzeitlichen Ackerbauern um 5000 vor Christus. Der Anfang verliert sich also im Dunkeln und ich setze ihn jetzt willkürlich in die Zeit des 3. Jahrhunderts nach Christus, in jene Zeit, in der unsere Villa Rustica ihr Ende gefunden hat.

Frau Dr. Ronke hat in ihrem Beitrag im Frauenzimmerner Heimatbuch – entsprechend dem überraschenden Befund – ihren Schwerpunkt auf die mögliche Bedeutung der aufgefundenen außergewöhnlichen Relieffragmente gelegt, die Szenen aus der Odyssee des griechischen Schriftstellers Homer zeigen, jener Geschichte, in der die Rückkehr des griechischen Nationalhelden Odysseus aus dem trojanischen Krieg geschildert wird, sowie Szenen aus Homers Ilias, die vom römischen Dichter Vergil bearbeitet wurde und in der die Vorgeschichte zur Odyssee beschrieben ist.

Der Römer Vergil schlägt in seiner Dichtung den Bogen von der Griechischen Kultur hin zu den Römern, indem er den trojanischen Helden Aeneas in ähnlicher Irrfahrt wie Odysseus nach der Flucht aus Troia an Italiens Küste landen und zum Gründer des Weltreichs Rom werden läßt, das sich ganz in der Nachfolge der Griechen sah.



*Der Polyphem von Frauenzimmern.
Zwei anpassende Relieffragmente,
Höhe ca. 30 cm,
zeigen die Blendung des Polyphem.
(Aufnahmen: Landesdenkmalamt)*



*Zwei anpassende Bruchstücke
einer Nympe mit Gießgefäß,
Höhe ca. 39 cm.*

Meine Damen und Herren, beeindruckend an den Fundstücken in der Villa Rustica ist nicht allein deren künstlerische Qualität, sondern vor allem die Tatsache, daß der Gutsherr auch in der fernen Provinz nicht darauf verzichten wollte, seinen Schönheitssinn zu demonstrieren, auch seinen Wohlstand – natürlich –, aber ganz besonders seine griechisch-römische Bildung und Tradition. – Ja nicht nur zu demonstrieren, sondern auch weiterzugeben an den Betrachter: zu bilden.

In den dargestellten Szenen exemplifizieren sich für den gebildeten Römer tragende römische Staatstugenden wie Mut, Pflichtgefühl, Schlauheit und auch: Frömmigkeit. Die Darstellungen und die durch sie evozierten Geschichten um Helden des Reiches sollten dem Betrachter Ethos stiften, also: Gesittung.

Gesittung und Frieden hergestellt zu haben, so schrieb der Dichter Vergil, das hätten die Römer von den Griechen als Verpflichtung übernommen.

Gewiß saß dort auf den Steinäckern kein Philosoph und auch kein moderner Europäer, aber wir alle, die wir hier sitzen, sind seinem Denken, ohne daß es uns bewußt wäre, nicht so weit entfernt: Das griechisch-römische Denken, das u.a. in den Skulpturen im Wasserbecken unserer Villa seinen bildhaften Aus-

druck gefunden hat, prägte und prägt – ich muß jetzt etwas pathetisch werden – das abendländische, man könnte auch sagen europäische Denken bis heute. Gesittung dem Frieden zu geben, wie Vergil sagt, – Recht, Gerechtigkeit dem Zusammenleben der Menschen im Staate, bleibt auch heute eine der wichtigsten Aufgaben für uns alle.

Schon die ersten christlichen Kirchenbauer knüpften an die von den Griechen auf die Römer übergegangene Tradition an. In manchen frühen Kirchen – etwa in Trier – ist Vergil, der Heide(!), abgebildet mitten unter den Kirchenheiligen, er galt als der Vater des Abendlandes.

Auf die römische Traditionslinie werden wir im folgenden noch einmal zu sprechen kommen, doch werfen wir erst einen Blick auf die Zeit des Endes unseres Gutshofes. Denn – wenn auch der Gutsherr in seinen Bildern die Idee des römischen Reiches wachhielt, so war doch dieses Reich im 3. Jahrhundert in eine schwerwiegende Krise geraten.

Die Krise äußerte sich in gewaltsamen Regierungswechseln und Machtkämpfen in Rom, Verschwörungen, Bildung von Sonderreichen in den Provinzen durch Ausrufung von Soldatenkaisern, im benachbarten Gallien etwa. Sie äußerte sich in Inflation, zunehmender Armut, was soziale Erhebungen im Innern, Bauernerhebungen auf dem Lande zur Folge hatte und im Versagen des Grenzverteidigungssystems, was ständige Kriege gegen äußere Feinde bedeutete. Begleitet war dies durch den Zerfall des traditionellen Normensystems der Römer. Es folgten brutale Verfolgungen angeblicher Regierungsgegner und Verfassungsfeinde: z. B. der Christen.

Der griechische Schriftsteller Herodian schrieb in der Mitte des Jahrhunderts – unser Gutshof erlebte seine letzten Tage –: „Zu meinen Zeiten waren Regierungswechsel, auswärtige Kriege, Volksbewegungen in den Provinzen, Zerstörungen von Städten, Erdbeben, Epidemien häufiger als in den davorliegenden 200 Jahren.“

Der heilige Cyprian, Zeitgenosse von Herodian und Bischof von Karthago, meinte, daß dies alles in einer „Dauer, Häufigkeit und Schwere“ geschähe, wie noch niemals zuvor. Alles sei labil. Und in einer Schrift erwähnt er einzelne Krisenerscheinungen: „Aus Steinbrüchen“, so schreibt er, „gewinnt man immer weniger Marmor, aus Bergwerken immer weniger Gold und Silber, es mangelt an Landarbeitern auf den Feldern, an Seeleuten auf dem Meer, an Soldaten in den Festungen, an Rechtschaffenheit im öffentlichen Leben, an Gerechtigkeit im Gerichtswesen, an Eintracht in Freundschaften, an Fähigkeit im Handwerk, an Disziplin in Sitten.“ Und einem griechischen Rhetor erschien das Reich wie ein sinkendes Schiff. Alles sei im Wandel. – Meine Damen und Herren, das kommt uns doch sehr bekannt vor. Unser Jahrhundert hat gleich zu Beginn in der untergegangenen Titanic sein Bild gefunden. –

Zu den Kämpfen an den Grenzen des Reiches meinte Herodian: Der Kampf geht nicht mehr um Grenzen, um einzelne Flüsse, sondern um alles.

Im Norden bei uns waren die neuen Gegner die mächtigen Stammesverbände der Alamannen und Franken. Sie machten nicht mehr nur Beutezüge, sondern erhoben Gebietsansprüche. Und: die Stämme arbeiteten jetzt zusammen. In Rom erkannte man die neue Qualität der beginnenden Völkerwanderung nicht. Als dann seit der Mitte des Jahrhunderts der Druck durch eindringende Ala-

mannen immer mehr zunahm, wurde unsere Gegend schließlich aufgegeben: – der Gutshof wurde verlassen, zerstört oder aber er verfiel. Die archäologischen Quellen geben keinen Aufschluß darüber, auch nicht über die Täter, ob plündernde Germanen, marodierende Soldaten Roms, unzufriedene Pächter, verarmte Landbevölkerung, wir wissen es nicht.

Nach dem Rückzug der Römer bis zum Sieg des Frankenkönigs Chlodwigs im Jahre 496 über die Alamannen, besiedelten diese unsere Gegend. Doch übernahmen sie rätselhafterweise nur selten die vorhandenen römischen Anlagen. Über die Ursachen des Niedergangs machten sich die Menschen jener Zeit auch Gedanken. Vielfach konstatierte man einen moralischen Dekadenzprozeß, wobei die Nichtchristen u.a. den christlichen Gott dafür verantwortlich machten, daß die römischen Götter dem Staat nicht mehr halfen, und die Christen wiederum, die im Süden des Reiches keine ganz kleine Minderheit mehr darstellten, sagten, daß die Krise eine göttliche Strafe für die religiösen und moralischen Sünden des heidnischen Rom seien. Überhaupt, sie empfanden die Krise nicht als bedrohlich, sie erwarteten sowieso das baldige Ende der Welt. Die alten Römer beklagten die Abkehr von den Sitten der Vorfahren und forderten die Rückkehr zur Frömmigkeit, Religion und Sitten. In ihr Welt- und Götterbild hätte auch der christliche Gott gepaßt, vorausgesetzt dieser stellte sich wie alle anderen Götter in den Dienst des Staates, und von den Christen erwarteten sie ein Opfer zum Salus, zum Heil, des Kaisers. Dies war kein zynischer Spaß mit den Christen, sondern folgerichtig im Denken der Römer, und die Verweigerung der Christen war in ihren Augen dann Verfassungsfeindlichkeit. Seit Mitte des Jahrhunderts kam es daher verstärkt zu systematischen Christenverfolgungen. – Wir haben hier ein Beispiel für die Sündenbockfunktion von Minderheiten und Andersdenkenden in einer allgemeinen Krisenstimmung. –

Umgekehrt konnten die Christen aufgrund ihres strikten Monotheismus, der keine weiteren Götter duldete, dieses Opfer schwerlich bringen, hinzu kam, daß deren Endzeit- und Jenseitserwartung ein Märtyrertum beinahe herausforderte. Es war, salopp gesagt, zu einer regelrechten Bewegung geworden. In Nordafrika etwa gab es eine soziale Bewegung, deren Mitglieder auffällig zum Selbstmord neigten. – Eine solche Jenseitserwartung, ja geradezu Todessehnsucht, kennen wir auch aus der Zeit des Mittelalters. –

In unserer Gegend war das Christentum in der römischen Zeit jedoch noch nicht verbreitet. Hier huldigte man mehr dem populären, einfach zu verstehenden Mithras, einer mit der Sonne in Verbindung stehende Erlösergottheit, besonders beliebt bei Soldaten und in den Provinzen, – auch auf dem Frauenzimmerner Gutshof wurde diese Gottheit verehrt, wie einige Fundstücke vermuten lassen.

Lassen sie mich noch einige Worte zum Ende der Krise sagen: Erst die Kaiser Diokletian und Konstantin konnten die Krise ab 300 nach Christus, – unser Gutshof war schon rund 50 Jahre verloren – durch Verwaltungsreformen, Heeresreformen, Steuerreformen bewältigen. Dabei hielt es noch Konstantin, den wir den Großen nennen, für ein probates Mittel – bis er seine christliche Vision hatte –, neben Reformen auch Staatsfeinde wie die Christen zu verfolgen, durch Niederbrennung von Kirchen, Verfolgung und Tötung, Pogrome. – Was so

die Geschichte – bis heute – zu bieten hat. Wenn alteingesessene, einflußreiche Teile der altrömischen Bevölkerung Menschenopfer forderten, dann gab man diese eben. – Die Christen haben das dann später nicht anders gemacht. Im Zuge ihrer Verfolgungen im Mittelalter sind dann vermutlich auch die in der ehemaligen Judengasse lebenden Juden in Frauenzimmern untergegangen. – Unter Kaiser Konstantin vollzog sich, wie wir wissen, die Entwicklung vom antiken Gottkaiser zum Kaisertum aus Gottes Gnaden, die sich durch die ganze Geschichte bis in Neuzeit erstreckt. Das Christentum wird zur Staatsreligion. Durch die ganze Geschichte hindurch ziehen sich aber auch die Probleme, die durch diese Konstellation entstanden sind.

– Ich will nur daran erinnern, daß noch im letzten Jahrhundert der Pfarrer von Frauenzimmern auch Staatsbeamter und dem König eidlich verpflichtet war, er unterstand dem Innenminister, prekär in Zeiten politischer Unruhen wie 1848. – Im Jahr 1995, muß ich schließlich anmerken, bewegt das sogenannte Kruzifix-Urteil des Bundesverfassungsgerichts einen ganzen Sommer lang die Gemüter. –

Verlassen wir noch einmal kurz die großen Züge der Weltgeschichte, in denen die Menschen oft nur als statistische Größe vorkommen – neben den Großen wohlgemerkt: Konstantin der Große und Karl der Große und wie sie alle heißen. Oft sind es dann gerade die kleinen unscheinbaren Funde, die im Schatten des Spektakulären und der öffentlichen Selbstdarstellung – z.B. eines reichen aristokratischen Besitzers durch reiche Reliefszenen in Frauenzimmern – ein kleines privates, menschliches Licht aufleuchten lassen. Wie jene unscheinbare 2,1 cm große Scheibenfibel, gefunden in einer Schuttschicht auf dem Gutshof in Frauenzimmern. Sie ist aus verzinnter Bronze, also: kein wertvolles Stück, sondern Einfache-Leute-Schmuck, Modeschmuck sozusagen. – Domina te amo und die Abkürzung aliasdend, also: a(nimo) li(bendi) a(micae) s(uae) de(ae) n(omine) d(at) steht darauf. Herrin ich liebe dich – schreibt da jemand und weiter, daß er das Schmuckstück mit Vergnügen im Namen der Göttin, wohl der Liebesgöttin Venus, gibt.



*Römische Scheibenfibel
mit Liebesinschrift.
Durchmesser 2,1 cm.*

Von der Größe her eher eine Brosche als eine Fibel, die Kleider zusammenhält, haben wir hier, ohne uns allzuweit ins Spekulative zu begeben, ein kleine, private Liebeserklärung vor uns liegen. Der unperfekten Schriftgestaltung nach vielleicht sogar vom Schenkenden selbst ins Metall geritzt bzw. gepunzt. Ein kleines Geschenk für die Freundin, eine Liebeszauberfibel (– wie sie in unserer Gegend, Germania superior, für das 2. u. 3. Jahrhundert mehrfach nachgewiesen sind –), sicher mit magischer Kraft, die uns für einen Moment Einblick in private Gefühle gewährt, welche uns gewiß nicht fremd sind. Der Liebes-Zauber wirkt auf den Betrachter noch heute.

Liebe Zuhörer, warum ich so ausführlich auf die römische Vorgeschichte von Frauenzimmern eingegangen bin, liegt nicht nur daran, daß die Historiker sowieso viel lieber über ferne Vergangenheiten sprechen als über die jüngere, sondern vielmehr daran, daß das Mittelalter, von der Ersterwähnung Frauenzimmerns also, über die Klosterzeit bis zum Übergang des Ortes an Württemberg und auch die Zeit darüber hinaus, in manchem verständlicher wird, wenn man erkennt, daß – bei allen Brüchen und bei allem Neuen im Laufe der Geschichte – auch immer eine Kontinuität herrscht: immer tragen wir ein historisches Erbe mit uns – das manchmal auch Last sein kann.

Denn der das ganze Mittelalter prägende Streit zwischen König- und Kaisertum einerseits und dem Papsttum andererseits um die Frage, wer über wem steht bzw. von wem der Kaiser die Macht hat, von Gott direkt oder von dessen Stellvertreter dem Papst, also die Frage von Gottes Gnaden oder von des Papstes Gnaden, hat in der Spätantike seine Ursprünge, und im Schatten dieses Dualismus vollzog sich, nur das sei wenigstens – sehr vereinfachend(!) – angedeutet, unter ständig wechselnden Koalitionen und Interessen – mal der König und Papst gegen den Kaiser, mal der Kaiser und die Fürsten gegen den König, mal Teile davon für und mal gegen andere Teile – vollzog sich also die Entwicklung des Reiches und des Kaisertums, der Aufstieg mehr oder weniger starker Landesherren an Stelle einer starken Zentralgewalt.

Bei uns stand am Ende das Herzogtum Württemberg, später unter Hilfe der Grande Nation ein Königreich Württemberg von Napoleons Gnaden – und erst im Jahre 1871 wieder eine schwierige Deutsche Einigung, mit allen Irrungen und Wirrungen der folgenden 100 Jahre – bis heute. Und: begleitet war dies alles von der griechisch-römisch-abendländisch-christlichen Idee und Ideologie.

– Meine Damen und Herren, man muß mit solchen großen Linien in der Geschichte natürlich sehr nüchtern umgehen. –

Die Ideologen und Historiker des 3. Reiches haben in ihrem Rausch wahrhaft übertrieben und versuchten, unter Leugnung dieser griechisch-römisch-christlichen Konstante unmittelbar an die germanische Vorzeit anzuknüpfen; über-sahen dabei, daß unsere Gegend in der Mitte Europas im Laufe seiner Geschichte immer ein Schmelztiegel verschiedener Menschen und Kulturen war. Weder haben die Römer bei ihrer Besetzung von Germania superior die dort ansässige Bevölkerung vertrieben und durch eine neue ersetzt – auch waren es nicht die Römer, sondern Menschen aus dem ganzen Reich, noch

haben das die darauf folgenden Alamannen bei ihrer Ansiedlung getan. Vielmehr wird man sich dies als Prozeß der mal schnellen, mal langsamen, mal gewalttätigen, mal friedlichen Durchdringung vorstellen müssen, der auch im weiteren Verlauf der Geschichte anhielt, ich möchte hier nur auf die Auswirkungen des 30jährigen Kriegs hinweisen, in dessen Folge auch in Frauenzimmern, wie Otfried Kies in seinem Beitrag im Heimatbuch zeigt, eine große Bevölkerungsumschichtung stattfand.

Keiner hat das schöner und besser beschrieben als Carl Zuckmeier an jener bekannten Stelle in seinem Drama Des Teufels General, wo General Harras seinem sich in arischen Nöten befindlichen Offizier gründlich die Leviten liest. Die Lektüre sei jedem ans Herz gelegt.

Für unser Frauenzimmern beginnt die eigentliche Geschichte, d.h. die Geschichtsschreibung, erst mit der ersten urkundlichen Erwähnung. Wir feiern an diesem Wochenende auf die Urkunde vom 19. Dezember 794 hin bzw. auf einen diesbezüglichen Eintrag in dem Kopialbuch des Klosters Lorsch aus der Mitte des 12. Jahrhunderts. Danach schenkten an diesem Tag die Brüder Dragobodo und Luitfrid, zwei fränkische Adelige, ihre Güter im Ort „Cimbren“ im Zabergäu dem Kloster Lorsch.

Wir wissen, daß auf dieselbe Stelle hin auch Dürrenzimmern im letzten Jahr sein Jubiläum mit Erfolg und Spaß gefeiert hat. Ich will in der Frage, auf welche Ortschaft sich dieser Eintrag bezieht, an den Beitrag von Dr. Angerbauer im neuen Heimatbuch verweisen. Er hat sich der Mühe unterzogen, die Problematik der – das sei hier festgestellt – auch weiterhin offenen Frage, für den an der Heimatgeschichte interessierten Laien transparent zu machen. – Zu sehr, das zeigt die Literatur in dieser Frage, kann sich hier der Fachmann und der Amateur, also der Liebhaber, in Argumentationsstränge und in ein Geflecht von Plausibilitäten, die ihm unversehens zu Gewissheiten werden, verlieren, er verliert sich schließlich in Spitzfindigkeiten und zuletzt sich selbst ganz im Dickicht der Geschichte. – Ich will mir heute abend, um im Bild zu bleiben, eher eine Schneise durch dieses Dickicht schlagen und bin mir bewußt, daß ich links und rechts des Wegs manches Interessante unbeachtet lassen muß.

Soviel scheint jedenfalls gewiß: Frauenzimmern hat um das Jahr 800 bestanden und muß mit dem Kloster Lorsch verbunden gewesen sein. Warum aber mit Lorsch und warum Kloster?

Das Kloster Lorsch war im Jahre 764 gegründet worden. 13 Jahre zuvor hatte sich Pippin, der Hausmeier des Frankenreiches, mit Hilfe des Papstes die Königswürde verleihen lassen. Der rechtmäßige Merowingerkönig war damit abgesetzt, er wurde in ein Kloster geschickt. – Eine Methode übrigens, die heutzutage nicht mehr ohne weiteres gangbar ist – es gibt einfach zu wenige Klöster. –

Mit diesem Akt hatten Pippin und in seiner Nachfolge die Karolinger und alle späteren Kaisergeschlechter den Anschluß an Konstantin den Großen geschaffen und das jahrhundertelange Bündnis zwischen weltlicher Macht und geistiger Macht – wieder, muß man sagen – hergestellt.

Die Franken hatten seit dem Sieg Chlodwigs über die Alamannen im Jahre 496 unser Gebiet in ihren Herrschaftsbereich übernommen. – Chlodwig übrigens

war es auch, der Sankt Martin zum Nationalheiligen und Schutzpatron der Frankenkönige erklärte. Sankt Martin war ein ehemaliger römischer Soldat, ehe er zum Christentum überwechselte. – St. Martin ist auch die Kirche in Frauenzimmern geweiht. –

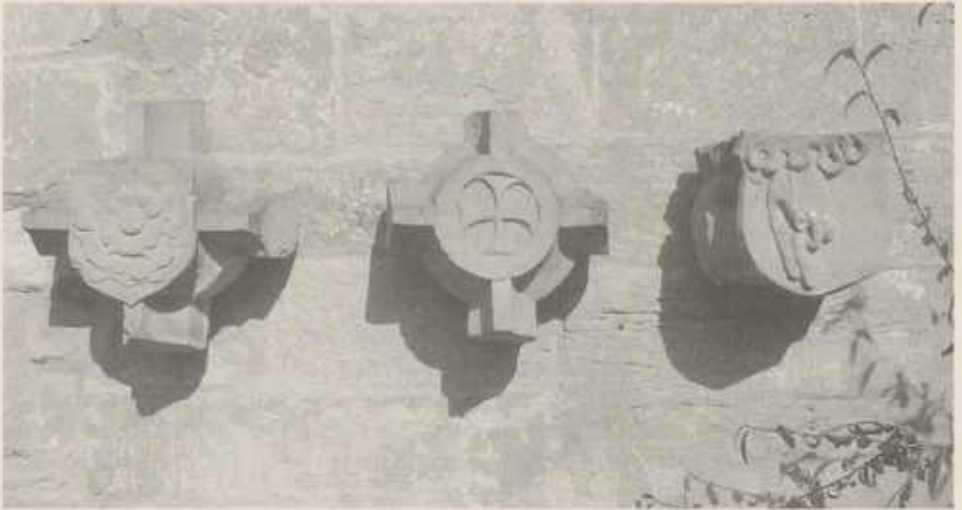
Entscheidenden Anteil an der Eingliederung der eroberten Gebiete und deren Verwaltungsorganisation hatte aber die Kirche, die, getragen vom großen und kleinen fränkischen Adel, die heidnisch alamannische Bevölkerung seit dem 6. Jahrhundert christianisierte. Die Kirche war für diese Aufgabe wie geschaffen. Sie hatte die größte Verwaltungskontinuität und Erfahrung. Das Bistum Worms war schon im 4. Jahrhundert gegründet worden. Zu ihm gehörte Lorsch. Und Frauenzimmern bzw. das Altsiedelland am Neckar und Zaber aufwärts bis vielleicht Güglingen und der Rodbachhof gehörte zur Diözese Worms, also in den Einflußbereich des bedeutendsten Klosters Lorsch. Diese Verwaltungskontinuität – eine Diözese war ursprünglich eine Verwaltungseinheit der römischen Provinzen – wieder so ein römisches Erbe – nutzten die neuen Machthaber, um ihre Herrschaftsgebiete zu verwalten. Die neuen Herren sahen sich zunehmend selbstbewußter in der Nachfolge des römischen Reiches. Barbarossa nannte sich in seinen Urkunden Invictissimus, also der Allerunbesiegbarste und wenigstens sein Reich nannte er heilig, sacrum, wenn er es schon nicht selbst sein durfte, wie seine römischen Kollegen vordem. Die Klöster und Bistümer fungierten, wenn man so will, als Zentralbehörden, der umherziehenden mittelalterlichen „Reisekaiser“.

Doch von den wechselnden Kaisern und Königen abgesehen, wer nun waren die Herren in Frauenzimmern – und: – so frage ich weiter – warum taucht Frauenzimmern und mit ihm viele anderen Orte nun verstärkt in Urkunden, seit dem ausgehenden 12. Jahrhundert in einer regelrechten Urkundenflut, auf? Schließlich, so muß man doch auch fragen, warum diese Schenkungen?

Zunächst zu den Herren. Falls unsere Urkunde auf Frauenzimmern zu beziehen ist, so haben wir es bei den beiden fränkischen Adligen Luitfrid und Dragobodo wohl um die ersten namentlich erwähnten Ortsherren von Frauenzimmern zu tun.

Für die nächsten 2 bis 3 Jahrhunderte gibt es dann wieder wenige schriftliche Quellen mit Namensnennungen, deren Bezug auf Frauenzimmern zudem ähnlich problematisch ist wie bei der Nennung von 794. Dann aber, im Jahre 1182, gibt eine für die Geschichte von Frauenzimmern aufschlußreiche Urkunde Hinweise auf das für die Zeit des Mittelalters bedeutendste einheimische Adelsgeschlecht. Vor dem erzbischöflichen Gericht in Mainz tritt nämlich ein Erkinger von Magenheim auf und behauptet, unter Eid, daß schon der Großvater seines Urgroßvaters in Frauenzimmern eine Kapelle kraft Eigenkirchenrecht besessen habe.

Diese Urkunde ist nun in mehrfacher Hinsicht für uns aufschlußreich. Glaubt man nämlich dem Erkinger von Magenheim – und das Gericht glaubte ihm, dann waren die Magenheimer schon in der 6. Generation in Frauenzimmern, und das hieße, daß die Magenheimer schon wenigstens seit dem Jahr 1050 die Ortsherrschaft innehatten und wir bewegen uns jetzt schon im Zeitraum der Jahrtausendwende, sind also der frühesten Erwähnung schon näher. Die besagte Kapelle der Magenheimer war wahrscheinlich später der Grundstock



Mittelalterlicher Kirchenschmuck an der Südwand der Martinskirche.
(Aufnahmen: Stadtarchiv Güglingen)

des von den Magenheimern gestifteten Kanonikerstiftes und im 13. Jahrhundert dann der Kern des Frauenzimmern den Namen gebenden Frauenklosters – oben beim heutigen Pfarrhaus.

Weiter kann die Urkunde auch einen Hinweis darauf geben, daß die Magenheimer – bekanntlich die Gründer der Stadt Brackenheim und, wie ihre weitverzweigten familiären und politischen Verbindungen vermuten lassen, das vornehmste Adelsgeschlecht im Bereich des mittleren und oberen Zabergäus – daß also die Magenheimer in oder bei Frauenzimmern ihren Herrnsitz besaßen und neben Brackenheim auch Frauenzimmern als deren Heimat anzusehen ist. Die in Sage, aber auch als Zeugen bei Urkundengeschäften genannten Herren von Zimmern sind Dienstleute der Magenheimer gewesen.

Die Urkunde von 1182 kann unsere Überlegungen jedoch noch in eine weitere Richtung lenken und uns der Beantwortung der oben aufgeworfenen Frage nach dem Grund solcher Urkunden und nach der steigenden Häufigkeit dieser Urkunden nähern. In dem der Urkunde zugrundeliegenden Prozeß ging es um die Klärung der Frage des Einflusses dieser Kapelle. Der Pfarrer der S. Martinskirche behauptete nämlich, daß die Kapelle zu seiner Martinskirche gehöre und nicht, wie Erkingen beschwor, sozusagen Eigenkirche der Magenheimer sei.

Hier leuchten im Kleinen die Probleme auf, die die ganze damalige Weltpolitik bewegte und die im Grunde – wie wir sahen – eine in die Spätantike zurückreichende Erblast der Verbindung zwischen Kirche und weltlicher Gewalt war. Indem nämlich Herrschaft und Verwaltung des Reiches und der einzelnen Territorien – und die Steuern und Abgaben daraus – eng mit der Kirche verbunden waren, waren Konflikte zwischen den weltlichen Herren einerseits, deren Herrschaft schon lange erblich war und natürlich in der Familie bleiben sollte, und der Kirche andererseits, die sich von der anfangs gewünschten, nun aber verdamnten Umklammerung durch die weltliche Gewalt befreien wollte,



Romanisches Kleeblattfenster an der Südseite der Martinskirche. Oben links ein verschlungener Drache und rechts ein menschlicher Kopf, der ein palmettenartiges Blatt im Munde trägt.



Kleeblattfenster an der Kirchennordseite.

nahezu vorprogrammiert. Denn die Abgaben bzw. die Einnahmen, in erster Linie der Zehnte, ursprünglich eine Steuer für die Kirche, hatten im Laufe der Zeit begonnen, ein lukratives und bewegtes Eigenleben zu führen, waren nun schon teilweise in den Händen von Laien, also des Adels, waren vererbbar, verkäuflich, Handelsware der Herrschenden geworden. Es hatte sozusagen eine Privatisierung von öffentlichen Aufgaben und öffentlichen Abgaben eingesetzt. – Zugegeben ein Begriff aus unseren Tagen und natürlich ein unzulässiger Analogieschluß. Aber, hält man sich vor Augen, daß in Frauenzimmern die letzten Reste des in jene Zeit zurückreichenden, und im Laufe der Jahrhunderte immer komplizierter gewordenen Abgabensystems erst im Jahre 1873 beendet waren und deren Ende damals enthusiastisch begrüßt wurde, zum Beispiel vom Frauenzimmerer Pfarrer Heim in seiner Ortschronik von 1873, dann wundert sich der Laie von heute, wenn er von Diskussionen um private Autobahnen, um private Verkehrsleitsysteme, von privaten Post- und Botendiensten und anderen Dienstleitungen liest, als wäre das Rad erfunden. – Doch kehren wir schnell zurück zu unserer Urkunde: Wenn nun versucht wurde, Besitztitel, Eigentumsübertragungen, Übertragungen von mit Einkünften verbundenen Rechten usw. urkundlich festzuhalten, sogar gerichtlich zu klären, so haben wir hier mit einem Grund für die große Zahl der nun auftauchen-

den Urkunden und deren Verzeichnung in Büchern. Auch das Urkundenbuch von Lorsch – mit unserem Eintrag – ist jetzt, um 1160, entstanden. Und in dieser Erscheinung spiegelt sich die zeitgenössische Diskussion um die Richtigkeit und um die Reformierungsbedürftigkeit dieser Zustände wider.

Hier also ist ein Teil der Antwort auf die Frage nach der Herkunft der Urkunden zu finden und in diesem Zusammenhang muß ich erneut einen Hinweis auf das römische Erbe geben: Die Durchdringung der damaligen Gesellschaft mit römischem Recht, als Antwort auf die Klärung der Probleme der Zeit, war seit dem Beginn des 12. Jahrhunderts im Gange. Eine Urkunde war dazu unerlässlich. Sie besiegelte das bis dahin Erreichte für alle Zukunft. Lange vorbei waren die Zeiten, als man Rechtsgeschäfte auch mündlich, vor Zeugen in der Öffentlichkeit gültig erledigte. – In dieser damals begonnenen Entwicklungslinie stehen wir noch heute. –

Die Frage nach dem Warum dieser Schenkungen, ist damit noch nicht befriedigend gelöst – oder nur teilweise: wir haben angedeutet, daß Herrschaft und Kirche eng verknüpft waren, daß kirchliche Posten und kirchlicher Besitz und kirchliche Einnahmen mit weltlichem eine Einheit bilden konnte – ein Bischofsitz oder aber eine Klosterleitung war lukrativ, versprach Aus- und Einkommen. (Nicht von ungefähr wurde jetzt in der Diskussion in Reformkreisen der Kirche der Ruf nach Ehelosigkeit der Geistlichen laut, bis dahin war es nicht unüblich für Bischöfe und Priester, Familien und Kinder zu haben und diesen natürlich die Stelle zu vererben.)



Löwenskulptur aus romanischer Zeit an der südlichen Sakristei, im letzten Jahrhundert noch am Westgiebel der Kirche angebracht.

– Man darf dabei jedoch nicht vergessen, daß mit den eingenommenen Geldern auch das Land verwaltet wurde und vielfältige Aufgaben in Bildung, in dem Bereich des Sozialen und der Gesundheitsfürsorge usw. zu erledigen waren. – Von der Bautätigkeit und den Investitions- und Folgekosten ganz zu schweigen. Dazu brauchten Klöster wie das von Lorsch, aber auch das von Frauenzimmern, Geld und Besitz. Der Adel hat diese gesellschaftliche Aufgabe anerkannt, ebenso seine eigene Stifterrolle.

Aber, bei aller Real- und Machtpolitik und bei allem materiellen Eigennutz, gab es doch noch ein anderes, sehr ernst zu nehmendes Motiv für die immensen Schenkungen.

Wenn nämlich am 6. Oktober des Jahres 1246 wieder ein Erkinger von Magenheim, nennen wir ihn den Zweiten, dem gerade von seiner Familie gegründeten Zisterzienserinnenkloster in Frauenzimmern die Kirche von Zimmern „mit allen Rechten und Zubehör“ übergibt und zwar „aus Verehrung gegen die heilige Jungfrau Maria und um seines, seiner Vorfahren und Kinder Seelenheil willen“, dann sind das keine leeren Phrasen, dann ist das von Erkinger sehr ernst gemeint. Hierin finden wir auch einen wichtigen Teil der Motive unserer frühen Ortsadeligen aus dem Jahre 794.

Der Tod und das Jenseits waren den Menschen jener Zeit sehr nahe, ja mit dem Leben eins, Leben und Tod noch nicht getrennt, letzterer noch erfahrbar und wirklich, während er in der modernen Industriegesellschaft, solange man nicht in der eigenen Umgebung und Familie davon getroffen wird, etwas Unwirkliches bekommen hat. (– Aber auch dann bleibt uns Heutigen in der Geschäftigkeit der Abwicklung wenig Zeit des Nachdenkens.) Obwohl der Tod uns heute ja im Grunde vermehrt entgegentritt und uns bis ins Wohnzimmer in aller Farbe und in Großaufnahme geliefert wird, hat er, um es neuzeitlich auszudrücken, etwas Virtuelles an sich: der wirkliche Tod findet immer irgendwo anders statt, im Fernsehen oder er ist separiert im Altersheim oder in die Keimfreiheit des Krankenhauses verlagert. Unsere Vorsorge gilt der Zeit vor dem Tod, dafür haben wir selbst die kuriosesten Versicherungen, aber auch die auf höchstem Stand befindliche medizinische Versorgung, während unsere Vorfahren immer auch und vor allem an die Vorsorge für die Zeit nach dem Tode dachten. – Da waren Luitfrid, Dragebodo und Erkinger den Menschen der auch in Frauenzimmern gefundenen alamannischen Reihengräber noch nahe. Sie statteten ihre Gräber noch mit Gegenständen des täglichen Lebens aus, um sie im Jenseits zu benutzen. Nun aber, im Mittelalter, hat, wie wir sehen, eine gewisse Abstraktion eingesetzt. Es findet sozusagen ein geistiger Transfer ins Jenseits statt, die materiellen Güter bleiben dagegen ganz im Diesseits, und – wenn man so will – erledigt die Kirche den Umtausch.

– Kein Zufall übrigens, wenn auch im Geldgeschäft sich in jener Zeit der Übergang zu abstrakten bargeldlosen Wechselgeschäften vollzieht, erst auf im Freien aufgestellten Bänken in den oberitalienischen Städten. – Von dort nahm dann auch der sich im Zuge der Machtkämpfe mit den Reichsstädten in Geldnöten befindliche Graf Eberhard von Württemberg seine Frau Antonia Visconti, aus Mailand, und in deren Widdumsverschreibung aus dem Jahre 1380 ist als Alterssicherung für die Italienerin auch Frauenzimmern genannt und auch Eibensbach, das seine Ersterwähnung auf diese Urkunde hin gefeiert hat. –

Doch bleiben wir abschließend noch bei dem Geschäft mit dem Jenseits und bei den Magenheimern und ihrem – unserem – Kloster. Die Investition in ein Kloster, zum Bau von Kirchen und Gebäuden und zum laufenden Betrieb, zur Ausstattung mit Kunst – vielleicht stammte ja das ehemalige Güglinger Palm-tuch hierher – war also keine Marketingsache der Herren, keine reine Imagefrage, sondern eben auch eine Investition fürs Jenseits. Das tägliche Gebet der Nonnen, neben deren sozialen Aufgaben die wichtigste Tätigkeit, galt dem Seelenheil all derer, für die gebetet wurde.

Wenn nun aber in Zeiten wirtschaftlicher Krisen die Kosten zum Beispiel des Klosters für die laufenden Aufgaben stiegen, für die Verwaltung der Güter, für die sozialen Ausgaben in Kranken- und Altenpflege, für bauliche Aufgaben, dann dürfen wir es nicht nur unter dem Aspekt der Bereicherung sehen, wenn ständig danach getrachtet wurde, in phantasievoller Weise Einnahmequellen zu erschließen und raffinierte, immer neue Abgaben zu finden. – Auch das ist uns alles nicht fremd. – Bei diesem überaus praktischen Verhältnis zum Tod und der Zeit danach nimmt es deshalb nicht Wunder, wenn dieser Sektor gerne zur Finanzierung wichtiger öffentlicher Aufgaben genutzt wurde.

So im Jahre 1268 auch in Frauenzimmern. In diesem Jahr nämlich wurde die dringende Renovierung der Klosterkirche dadurch finanziert, daß den Spendern aus den Diözesen Speyer, Worms und Würzburg vom Papst ein Ablass von 40 Tagen Sündenstrafe gewährt wurde. – Also: 40 Tage weniger sehr unangenehmer Aufenthalt im Fegefeuer für eine Spende zum Kirchenbau.

(Wir Neuzeitler müssen uns, was unseren Verbleib im Fegefeuer angeht, nachdem dieser Weg verschlossen ist, einiges einfallen lassen.)

– Was Wunder allerdings, so fragen nicht erst wir uns, daß sich die Welt nicht verbesserte, wenn man sich von Sündenstrafe freikaufen konnte. –

Wir ahnen es bereits: Wie es bei solchen Wechselgeschäften ist, der Kurs ändert sich je nach Konjunktur und die Verquickung von Diesseitsvorsorge und Jenseitsvorsorge ruft die Spekulanten auf den Plan. Das ganze System gerät aus den Fugen. Der Mißbrauch einzelner aber auch der Amtskirche und der weltlichen Herren mit dem Abgabengeschäft und dem Geschäft mit dem Jenseits trug, wie wir wissen, mit zu der Krise der spätmittelalterlichen Gesellschaft bei.

Vor uns liegen die Bauernerhebungen, die Ausdruck einer wirtschaftlichen Krise sind, in deren Folge die Landbevölkerung und mit ihr der kleine Adel verarmten, von der sich enger schließenden Steuerschraube zur Verschuldung, zu Landflucht, daraufhin in die Schollenbindung und die Leibeigenschaft getrieben – ähnliches kennen wir schon aus der Endzeit unseres römischen Gutshofes. Und auch im Mittelalter wurde, wie im 3. Jahrhundert, die Krise als geistige Krise angesehen. Die Protestbewegungen rufen nach der Wiederherstellung der alten Sitten und der Religion, nach der Reformierung der Gesellschaft und der Kirche.

Noch ehe diese Fragen ausgefochten wurden, hatte sich in unserem Raum eine neue zentrale Macht, das Haus Württemberg, etabliert. Das Zabergäu war im Verlauf des 14. Jahrhunderts an sie gekommen. Die Magenheimer hatten im Zuge der Herausbildung neuer Herrschaften nicht mitgehalten, ebenso die Herren von Neuffen auf Burg Blankenhorn. Auch das Kloster hatte seine



Gedoppeltes Spitzbogenfenster in der ehemaligen, sogenannten Zehntscheuer (Anwesen Blükle) westlich des Pfarrhauses. Sie war einst ein Teil des Klosters oder stand auf dessen Fundamenten bzw. an der Stelle eines Klosterflügels. An den Seitenwänden befanden sich gotische Fenster. Pfarrer Berner berichtet noch von einem gotischen Portal mit zwei Heiligenbildnischen (Oberamtsbeschreibung 1873: „spitzbogiger Eingang im Westen“).



Gotische Fenster aus der abgebrochenen „Zehntscheuer“ in neuer Verwendung auf der Rückseite des heutigen Pfarrsaals.

Blüte hinter sich und endete im Jahre 1543 im abgeschiedenen Kirbachtal. Frauenzimmern wurde zum Bestandteil des Amtes Güglingen für vier Jahrhunderte.

Meine Damen und Herren, hier endet mein Streifzug in die Geschichte. Ich muß ihnen, aus Zeitgründen, den weiteren Verlauf der Geschichte erlassen. Zu sehr auch würde uns eine verkürzte Darstellung der Geschichte mit ihrem ständigen Auf und Ab, das man – je nach Gemütsverfassung – auch eine Aneinanderreihung von Katastrophen nennen könnte, in Schrecken versetzen. – Das wäre heute abend nicht meine Absicht. Und dieser Schrecken wäre gewiß perfekt, wenn nicht auch das Auf in der Geschichte wäre und das kleine Glück nicht doch ab und zu aus den Quellen der Geschichte scheinen würde. Zugegeben sind es aber eher die Nachrichten von den Krisenzeiten, die ihre Spuren hinterlassen haben.

– Das ist heute nicht anders, nur kommen die Nachrichten heute noch massiver, noch schneller über uns und direkt in unser Wohnzimmer, von all überall. – Denn, wenn sich im Laufe der Geschichte etwas verändert hat – natürlich hat es das – dann ist es ganz besonders unser Verhältnis zu Zeit und Raum und zur Geschwindigkeit. Das gilt auch eingedenk der Tatsache, daß Luitfrid und Dragebodo und Erkinger enorm mobil waren und im Zuge ihrer Geschäfte weit umher kamen. Doch zählten sie zu einer zahlenmäßig kleinen Elite.

Erste Anzeichen dieser Veränderung in der modernen Zeit versuchte noch im Jahr 1923 in treuer Pflichterfüllung der hiesige Landjäger zu unterbinden, als er einen Holzhändler aus dem Zabergäu, der mit beiden Beinen in der Neuzeit stand, oder sollte ich sagen auf dem Gaspedal, als er also diesen ersten urkundlich bekannten Raser der Ortsgeschichte anzeigte wegen Geschwindigkeitsübertretung. Aber, – da hatte sich der Gendarm getäuscht. Der Angezeigte ließ sich so leicht nicht bremsen und schrieb an die Gemeindeverwaltung: „Es dürfte m. E. gegen mich kein Grund zu einer Beschwerde wegen zu schnellem Fahren durch den dortigen Ort vorliegen. So viel mir bekannt ist, kam neuerdings eine Verfügung heraus, daß Personenkraftwagen nunmehr durch Ortschaften anstatt 15 km 30 km Geschwindigkeit, soweit es die Verhältnisse erlauben, fahren dürfen. Diese Geschwindigkeit kann ja in Frauenzimmern praktisch gar nicht herausgeholt werden, da einerseits die Straßenverhältnisse dazu ungünstig sind und andererseits die Straße mit Hühnern, Enten, Hunden usw. zu belebt ist. – Ob dortige Einwohner eine Fahrgeschwindigkeit richtig einschätzen können, bezweifle ich, denn dazu gehört eine lange Erfahrung. In ausgezeichnete Hochachtung W. L.“ (Hier irrte übrigens der Autofahrer. Erst im Jahre 1932 erhöhte der Gemeinderat von Frauenzimmern die höchstzulässige Geschwindigkeit im Ort von 15 auf 30 Stundenkilometer.)

Sitzbank an der Pfarrgartenmauer, einst ein Doppelbogenfenster der steinernen „Zehntscheuer“.



Geschwindigkeiten dieser Größenordnung amüsieren uns heute nur noch. Wir sind mittlerweile noch schneller, noch mobiler geworden. Hinzu kommt, daß wir ständig erreichbar und verfügbar sind, mit Fax und Telefon. – Was heißt hier Telefon: mit Handy. Und damit rasen wir von Ort zu Ort, von Termin zu Termin, mit uns immer schnellere und noch tragbarere Computer. Und um diese schicksalhafte Hektik zu ertragen, brauchen wir Urlaub – immer weiter, immer teurer, immer luxuriöser oder auch mit genau kalkuliertem Abenteuer, immer bequemer und relaxter, aber mit präzise organisiertem Animations- und Bewegungsprogramm und so fort. Und um uns das leisten zu können, müssen wir wieder mehr verdienen, mehr arbeiten, sind noch erholungsbedürftiger ...

Meine Damen und Herren, unsere Vorfahren konnten noch uneingeschränkt glauben, ihre Welt und ihr Leben wäre von einer höheren Ordnung geregelt, ja vorherbestimmt und erlittenes Leid und Unglück interpretierten sie als Prüfung oder als Strafe für begangene Sünden. Wir aber, vielfach befreit – oder sollte man sagen ausgestoßen – aus der göttlichen Geborgenheit, glauben auch an das Schicksal, nur, das hat heute viele Namen: z. B. Fortschritt, meist mit dem Zusatz unaufhaltbar. – Manchmal überkommt mich die Frage: Was müssen wir in unserem früheren Leben Schlimmes getan haben, daß dieser besagte Fortschritt immer so unerbittlich über uns kommt. – Früher versuchten die Menschen durch Wohlverhalten – oder aber durch Schenkungen – sich wenigstens den Himmel zu sichern, heute unternehmen wir alles, um solche Gedanken erst gar nicht aufkommen zu lassen.

Aber – ... das ist jetzt ein ganz ganz anderes Thema. Darüber sollen sich in ein paar Jahrhunderten eine Kollegin oder ein Kollege den Kopf – wahrscheinlicher aber ein Computer seine Festplatte – zerbrechen. Wir aber nehmen uns jetzt die Zeit und feiern.

Hank Häberle Junior im Festzelt nebenan macht gleich sein Examen Sonoris, würde der römische Gutsherr sagen, Soundcheck sagt der heutige Frauenzimmerer in bestem Deutsch, damit der Sonor gut rüberkommt, also der Klang, das Geräusch, Getöne, Getöse (– so steht es im Taschenheinenchen –), der Sound eben.

– Die Nonnen aber, unsere Nonnen, die bekanntlich die Gregorianischen Gesänge liebten, die sind schon lange fortgezogen. –

Vom Zabergäu nach Rom: (K)eine Odyssee im 20. Jahrhundert ...

von Jutta Ronke

Er verkörpert nicht nur eine Etappe der Odyssee, sondern brachte unlängst – nach einer Ausstellung in den Städtischen Museen Heilbronn und im Foyer des Wirtschaftsministeriums Baden-Württemberg – auch seine ganz persönliche Reise hinter sich: der durch das Landesdenkmalamt Baden-Württemberg im Jahr 1992 in Güglingen-Frauenzimmern im Wasserbecken einer römischen